

Domprediger Thomas C. Müller

5. Sonntag nach Trinitatis, 21. Juli 2019, 10 Uhr

Predigt über Matthäus 9, 35-10, 8a

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im Evangelium nach Matthäus im 9. und 10. Kapitel:

„Und Jesus ging ringsum in alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen. Und als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende. Und er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, dass sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen. Die Namen aber der zwölf Apostel sind diese: zuerst Simon, genannt Petrus, und Andreas, sein Bruder; Jakobus, der Sohn des Zebedäus, und Johannes, sein Bruder; Philippus und Bartholomäus; Thomas und Matthäus, der Zöllner; Jakobus, der Sohn des Alphäus, und Thaddäus; Simon Kananäus und Judas Iskariot, der ihn verriet. Diese Zwölf sandte Jesus aus, gebot ihnen und sprach: Geht nicht den Weg zu den Heiden und zieht in keine Stadt der Samariter, sondern geht hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“

Liebe Gemeinde, langsamer Keraschwenk über die sanfte Landschaft Galliläas. Wir stehen leicht erhöht auf einem Hügel etwas nördlich von Kapernaum. Am Bildrand erscheint der Lake Kinneret, der See Genezareth. Nach dem Besuch einiger Ausgrabungsorte können wir uns leicht die Städte und Dörfer dazu denken, die vor zweitausend Jahren hier standen. Alles spielte sich in einem überschaubaren Radius von 20, 30 Kilometern ab. Heute brauchen wir mit dem Auto nicht einmal 20 Minuten von Tiberias bis zum Berg der Seligpreisungen.

„Jesus ging ringsum in alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen.“

Nach dem Panoramaschwenk über die Landschaft zoomt das Bild näher heran. Einzelne Häuser werden sichtbar, darunter auch Synagogen, die Bet- und Lehrhäuser, in denen Jesus von Kindheit an ein- und ausging. Wäre der Evangelist Matthäus ein Filmemacher gewesen, hätte er nun vielleicht kurze Filmszenen hintereinandergeschnitten, die Kamera auf einzelne Menschen gerichtet ist. Einige von ihnen hat er in seinem Evangelium schon in den Kapiteln vor unserem Predigttext in den Blick genommen: den um seinen Knecht besorgten römischen Hauptmann; die Gadarener, die in Grabhöhlen hausten; die Frau, die über Jahrzehnten von einem Arzt zum anderen lief, um ihre Krankheit zu besiegen; die Blinden und Stummen, die verzweifelt versuchen, Teil der Gemeinschaft zu bleiben; den Zöllner, der ein falsches Leben führte. Hinter diesen Einzelnen erkennen wir immer mehr Menschen, eine riesige Menschenmenge, jeder und jede von ihnen ein Mensch mit seinem eigenen Schicksal.

„Und als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“

Würde die Kamera nur einen kurzen Augenblick auf diesen Menschen verweilen, würde wir erkennen können, wie erschöpft sie sind. Müde Gesichter, müde Körper, ausgemergelt von der Sorge um das tägliche Brot, gezeichnet von Krankheiten. Menschen, die besetzt sind von Zwangsgedanken, von Lebenskonzepten, die viel Kraft kosten, aber doch nicht tragen. Luthers Übersetzung findet für den Zustand der Erschöpfung, der Ermattung, das Wort „verschmachtet“. Jesus sieht das verschmachtete und desorientierte Volk, sieht die Gesichter und es jammert ihn. Sein Blick der Liebe bleibt nicht auf Distanz. Und ich frage mich, was Jesus heute sieht, wenn er uns anblickt. Eine Kamera würde wohl die Ermattung und Erschöpfung vieler Menschen unter uns nicht mehr so unmittelbar erfassen können. Denn die müden Gesichter kommen ja meist erst dann zum Vorschein, wenn wir zu Hause die Tür hinter uns geschlossen haben, wenn das abgezwungene Lächeln erlischt. Es gibt sie aber auch heute, trotz nie dagewesenem Wohlstands und bester medizinischer Versorgung, trotz Möglichkeiten, von denen andere Generation nur träumen konnten: die stumme versteinerte Gesichter derer, die sich diesem Leben und seinen Anforderungen einfach nicht mehr gewachsen fühlen. Die von einem Leben auf der Überholspur, auf der Jagd nach dem Glück und nach Erfolg, grau gewordenen Gesichter. Die Gesichter, in denen die Enttäuschungen und zerplatzten Illusionen ihre Bitterfalten eingezogen haben.

„Und als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“

Bei Jesus beginnt alles mit dem Hinsehen, mit dem „In-den Blick nehmen“. Und ich muss daran denken, wie oft ich selbst das nicht tue, trotz der vielen Bilder der verschmachteten Völker, die mir aus allen Erdteilen ins Wohnzimmer flimmern. Denn das verschmachtete Volk hat in den unterschiedlichen Regionen der Welt sehr verschiedene Gestalten. Das Elend von abgemagerten Kindern. Wer kann da noch hinblicken? Die im Mittelmeer auf wackeligen Booten herumtreibenden Menschen, die lieber den Tod riskieren, als weiter ein Dasein im Elend zu fristen. Die Menschen ohne Heimat, die hin- und hergeschoben werden, von Italien nach Deutschland und wieder zurück; und keiner will sich zuständig fühlen. Politische Mechanismen ersetzen den Blick in die Gesichter durch den Blick in die Umfragewerte.

„Und als er das Volk sah, jammerte es ihn.“ Fast automatisch beschleicht mich ein Ohnmachtsgefühl und der Satz „Ich kann ja doch nichts dagegen tun“ legt sich auf meine Zunge. Wie weit muss ich den Kopf in die andere Richtung drehen, um nicht hinsehen zu müssen? Mancher wird jetzt vielleicht denken: Elend haben wir genug im Fernsehen. Müssen wir das auch noch in der Kirche haben? Aber an dieser Stelle geht es genau darum: diesen Blick an der Seite Jesu auszuhalten. Es geht um dieses Ohnmachtsgefühl, dieses Gefühl der Überforderung angesichts unserer eigenen begrenzten Möglichkeiten, angesichts vielleicht auch der eigenen Ermüdung.

„Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende.“

Man spürt diesen Worten Jesu noch das Gefühl der Ohnmacht ab. Auf der einen Seite das verschmachtete Volk, auf der anderen Seite ein kleines Häuflein von Jüngern mit objektiv gesehen geringen Möglichkeiten. Aber die Antwort auf diese Ohnmacht ist weder das Wegschauen, noch hektischer Aktivismus, sondern das Gebet.

Das Gebet ist das Bekenntnis dazu, dass wir allein nichts ausrichten können. Das Gebet nimmt Gott selbst in die Verantwortung. Dieses Gebet ist kein Wegschauen und Augenschließen, ist kein Rückzug aus der Welt in die bloße Innerlichkeit. Jesus bittet um Arbeiter im Weinberg des Herrn. Das Gebet öffnet aber auch die Augen für das, was schon da ist. Jesus beruft unmittelbar darauf seine zwölf Jünger. Er beruft

die, die da sind. Ein Häufchen für den Rest der Welt. Genau so beginnt es. Nicht irgendwo im Dunkeln, sondern so, dass man sogar die Namen noch weiß. So begann Kirche, so beginnt sie immer wieder: nicht irgendwie und „Einer müsste mal“. Sondern: Du und du und du und ich. Am Anfang reichten 12 und manchmal reichen 6 oder 3 oder einer. Einzelne konkrete Menschen lassen sich rufen und senden, weil sie darauf vertrauen können, dass da nicht nur Ohnmacht ist, sondern dass ihnen auch Macht gegeben ist, d. h. Dinge, die sie tun können.

„Und er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, dass sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen.“

Liebe Gemeinde, Es mag sein, dass wir heute keine Dämonen austreiben können. Aber wir haben die Macht, gute Gedanken auszuteilen und sie dem bösen Geistern dieser Zeit entgegenzusetzen. Es mag sein, dass wir nicht die Fähigkeit haben, mit Handauflegung Kranke zu heilen. Aber wir sind durchaus fähig, unseren kranken Nachbarn zu ermutigen.

So etwas mag in der Perspektive des Elends der Welt wie ein Tropfen auf den heißen Stein erscheinen, für einen konkreten Menschen kann es ein Unterschied wie Tag und Nacht, wie Leben und Tod sein, wenn er in einer schwierigen Situation, in der er am Ende ist, praktische Hilfe erfährt und Ermutigung zugesprochen bekommt.

„Diese Zwölf sandte Jesus aus, gebot ihnen und sprach: Geht nicht den Weg zu den Heiden und zieht in keine Stadt der Samariter, sondern geht hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“

Hier, an dieser Stelle, spricht Jesus eine heilsame Begrenzung ihres Auftrages aus. So wie wir den Blick nicht wegrehen sollen von dem Elend und Jammer, so sollen wir auf der anderen Seite aber auch nicht auf das starren, was jenseits unserer Möglichkeiten liegt. Wir dürfen uns in die Regionen unseres Lebens senden lassen, die in unserer Reichweite liegen. Und manchmal ist es dann unsere eigene Familie, in der wir uns - dann aber auch wirklich - senden lassen, um den destruktiven Geister entgegenzutreten. Und manchmal ist es unser Freundeskreis, unser Verein, unser berufliches Umfeld. Und wir müssen auch nicht immer nach Afrika reisen, um einem Afrikaner freundlich und hilfreich zu begegnen.

„Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“

Vielleicht erscheint uns das reichlich viel verlangt. Die selbstverständliche Glaubenssprache früherer Generationen ist uns verlorengegangen. Selbst Pastorinnen und Pastoren fällt es schwer, jenseits der Kanzel, im Alltag der Welt, Worte zu finden, die nicht fadenscheinig klingen. Und doch ist es vielleicht das, was Christen heute dieser Welt am meisten schuld sind: *„Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“* Denn das ist die Hoffnung, dass trotz allem Negativen die Welt nicht verraten und verloren ist. Tief im Herzen ist das die Sehnsucht aller Menschen, ob gläubig oder nicht: dass es dieses Himmelreich gibt. Nicht irgendwann, sondern schon jetzt, ganz nah bei uns.

Ich muss dabei immer wieder an eine alte Dame denken. Sie steht mir noch lebendig vor Augen, wie sie in ihrer stilvoll eingerichteten Wohnung im einem bequemen Sessel saß. Sie hat keine Angehörigen und lebt schon lange allein. Die Einsamkeit hat sie menschen-scheu und misstrauisch gemacht. Trotzdem konnte sie herzerfrischend lachen, wenn sie aus ihrer Kindheit erzählt. Aber dann sagt sie ernst zu ihrem Gegenüber: „Ich möchte nicht noch einmal geboren werden. Das hat doch alles gar keinen Sinn gehabt.“ Als ich schweige, legt sie nach: „Es ist gut, wenn ich nicht mehr da bin.“ Und ihr Gegenüber zögert, aber ich fasse den Mut, der alten Dame zu widersprechen und sage: „Gott weiß, dass Ihr Leben nicht vergeblich

war. ER sieht mehr als wir sehen können.“ Natürlich: diese Worte sind anfechtbar und das Risiko groß, dass sie ein abwesendes Kopfschütteln provozieren würden. Aber sie sagte: „Ich glaube nicht an Ihren Gott, aber er ist doch ein schöner Gedanke.“ Sie wollte, dass ihrem Nicht-Glauben-Können widersprochen würde. Obwohl sie nicht glauben konnte, bestand sie später auf einer christlichen Beerdigung. Sie hatte den letzten Funken Hoffnung, dass sie mit ihrem Unglauben vielleicht doch unrecht haben könnte.

„Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus.“

Eine Predigt, Tote aufwecken: manchmal ist es nur eine einzige Geste, ein Blick, die der Hoffnungslosigkeit des anderen nicht das letzte Wort überlassen. Nicht, dass wir erwarten dürfen, dass dann Menschen daraufhin anfangen zu glauben. Aber es wäre schon viel, wenn man anfangen würde, uns unserem Glauben zu glauben. So dass der neben mir sagen kann: Ich kenne einen Menschen, der hat Hoffnung für mich.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.